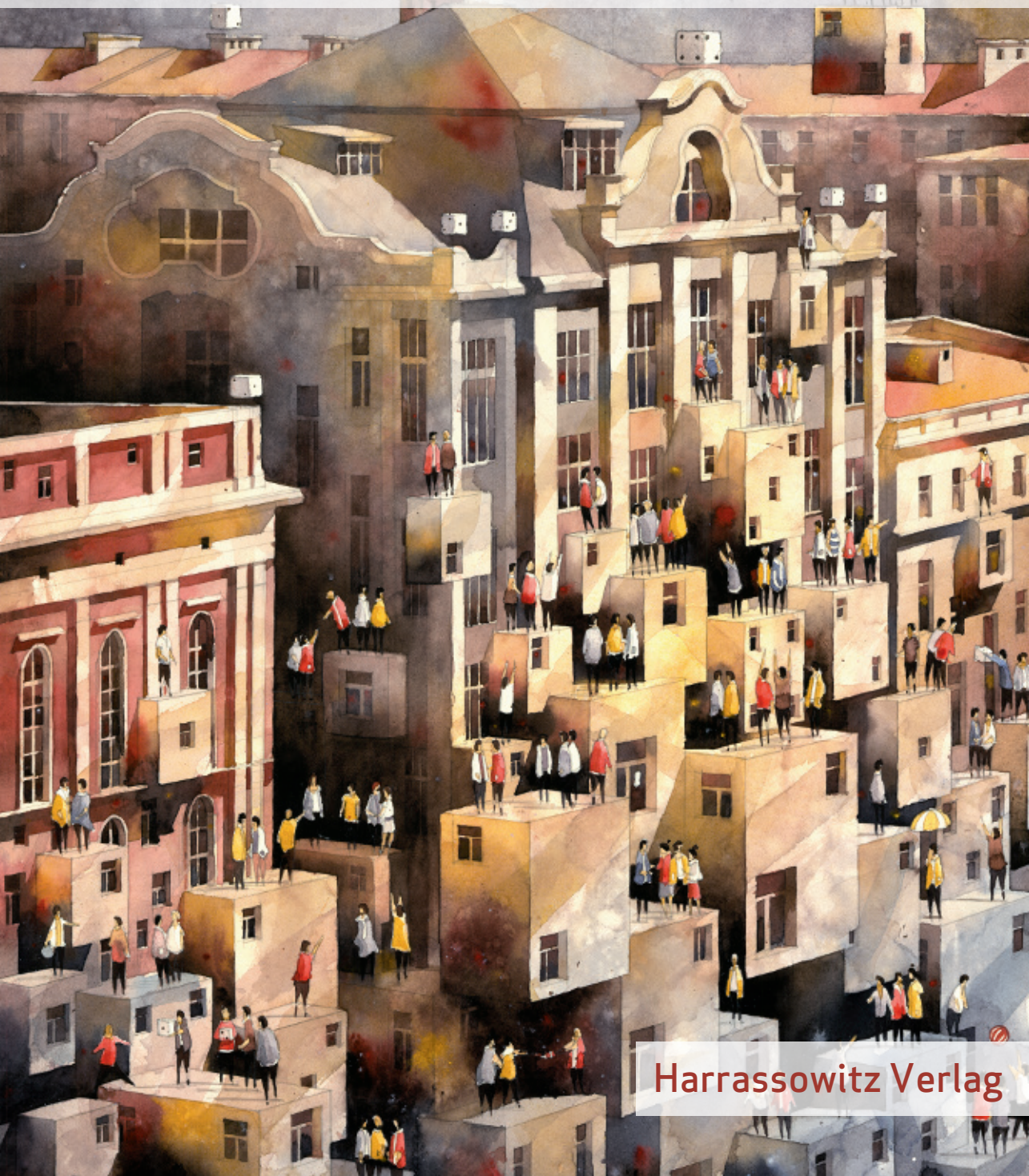


Deutsches Polen-Institut

Jahrbuch Polen 2019

Nachbarn



Harrassowitz Verlag

Nachbarn

		Einführung
3		Wer ist mein Nachbar?
		Essay
9	Maciej Gdula	Die unnachbarschaftlichen Polen. Über eine entzweite Gesellschaft
21	Ziemowit Szczerek	Warten auf die Barbaren – also auf sich selbst
29	Marek A. Cichocki / Michał Szułdrzyński	Welche Aspekte des Polentums wollen wir mit in die Zukunft nehmen?
41	Piotr Ibrahim Kalwas	Wir sind alle fremd
53	Marta Mazuś	Das N-Wort
61	Jerzy Kochanowski	(Nicht-)Alltägliche Schicksale oder die ausländischen Nachbarn der Warschauer nach 1945
78	Joanna Tokarska-Bakir	Die Juden – Wer ist das?
91	Mikołaj Grynberg	Exodus – Gespräche mit dem Vater
104	Mikołaj Grynberg	Exodus – Ein Gespräch mit Olga Zambrowska
115	Joanna Barelkowska	Das Miteinander der Geschlechter im Umbruch
127	Katarzyna Kajdanek	Wrocław begegnet endlich dem Anderen
138	Katarzyna Kubisiowska / Dorota Masłowska	Depotfahrt
144	Jan Opielka	Land & Leben – Nachbarschaft der Gegensätze
153	Andrzej Draguła	Die Kirche im Dorf (ver-)lassen
157	Felix Ackermann	<i>Ale masakra!</i> Alltägliche Beobachtungen aus Polen
165	Ewa Wanat	Die Deutschen und ihre Tabus. Eine polnische BerlinerIn blickt auf die Debatten in Deutschland
175	Ziemowit Szczerek	Intermarium
		Anhang
201		Autoren und Übersetzer
204		Bildnachweis

Jahrbuch Polen 2019
Band 30 / Nachbarn

Herausgegeben vom Deutschen Polen-Institut Darmstadt
Begründet von Karl Dedecius
Redaktion: Dr. Andrzej Kaluza, Julia Röttger M.A., Dorothea Traupe M.A.,
in Zusammenarbeit mit Alicja Kurek und Ewa Dappa
www.deutsches-polen-institut.de

Die Bände 1–6 des Jahrbuchs erschienen unter dem Titel
DEUTSCH-POLNISCHE ANSICHTEN ZUR LITERATUR UND KULTUR, die Bände 7–16 unter
dem Titel ANSICHTEN. JAHRBUCH DES DEUTSCHEN POLEN-INSTITUTS DARMSTADT.

Das Jahrbuch Polen erscheint jeweils im Frühjahr.

Zu beziehen über den Buchhandel oder beim Verlag: verlag@harrassowitz.de
Einzelpreis € 15, Abonnementspreis € 13,50

© Otto Harrassowitz GmbH & Co. KG, Wiesbaden 2019

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen jeder Art, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und für die Einspeicherung in elektronische Systeme. Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Satz und Layout: Andrzej Choczewski, Krakau, www.buchsatz-krakow.eu
Umschlagabbildung: Tytus Brzozowski
Abbildungen: siehe Bildnachweis
Druck und Verarbeitung: Memminger MedienCentrum AG
Printed in Germany
www.harrassowitz-verlag.de

Das Deutsche Polen-Institut dankt der Merck KGaA für die Unterstützung des Projekts
JAHRBUCH POLEN.

ISSN 1863-0278
ISBN 978-3-447-11212-3
e-ISBN PDF 978-3-447-19818-9

Wer ist mein Nachbar?

Wer ist wem ein Nachbar in der polnischen Gesellschaft? Mit einem nachbarschaftlichen Verhältnis können ganz unterschiedliche Beziehungen gemeint sein – zwischen Individuen, Gruppen oder Räumen, aneinander grenzend oder nicht. Immer aber spielt dieser Grenzbereich eine entscheidende Rolle: Um das Verhältnis zu einem Gegenüber zu definieren, brauche ich zunächst eine Vorstellung über die Grenzen meiner Person, meines Hauses, meiner Familie, meiner Zugehörigkeit zu einer Gruppe oder meines Landes. Die Autorinnen und Autoren des aktuellen Jahrbuchs diskutieren in ihren Beiträgen, welche Vorstellungen es über das Eigene und das Andere gibt, welche Abgrenzungen und Überschneidungen. Wie nehmen sich die Menschen aus verschiedenen Regionen oder Milieus gegenseitig wahr? Aus welchen Quellen speisen sich Vorstellungen über Wege zu und Visionen von einem gelungenen Miteinander? War früher alles anders, gar besser, und an welche Traditionen wird heute angeknüpft? Gibt es besondere Vorstellungen über den Zusammenhalt der Gesellschaft in der polnischen Geschichtsschreibung, in der polnischen Soziologie? Wie werden sich nachbarschaftliche Beziehungen in der Zukunft gestalten? Wie wird mit Ängsten vor möglicherweise unerwünschten neuen Nachbarn umgegangen? All diese Fragen können ebenso nach außen gewendet werden, auf das Verhältnis der Republik Polen zu den Nachbarstaaten, den tatsächlichen und den als solche wahrgenommenen in Nah und Fern. Oft unterscheiden sich die Blicke nach innen und nach außen voneinander in einer Weise, die sich ganz anders als erwartet entfaltet.

Zur Einführung seziiert der Soziologe Maciej Gdula eher die „Unnachbarschaftlichkeit“ in Polen anhand von drei Komplexen – der Religionsfrage, der polnisch-jüdischen Beziehungen und den Klassenverhältnissen. Dabei stellt er zwei soziologische Modelle von Nachbarschaft gegenüber: Auf der einen Seite steht seine Vorstellung, Nachbarschaft bedeute die Fähigkeit, gemeinsam zu handeln und gemeinsame Regeln aufzustellen, ohne dass dabei trennende Unterschiede verschwinden müssen. Dem stehe eine Form des Zusammenhalts gegenüber, die vornehmlich auf Ausschluss von anderen, Homogenisierung und überhöhter Identität basiere. Besonders die Betrachtungen der historischen Genese von Klassengegensätzen und der Stellung der Eliten erlauben Gdula dabei Einsicht in das Miteinander innerhalb der heutigen polnischen Gesellschaft. Natürlich gibt es viel Manipulation – dort, wo Macht zu verteilen ist, doch Gdula zeigt auch gerade das Fehlen von Nachbarschaft als folgenreiches Vakuum für die heutige politische Atmosphäre im Lande auf.

Diese Reise ins Innere wird literarisch ergänzt durch Ziemowit Szczereks wilde Tour durch das Grenzland an Polens Rändern. Schonungslos und dabei durch hohe

Aufmerksamkeit fast zärtlich zugewandt taucht der Autor in jede aus der Metropolen-Perspektive noch so entlegen wirkende Gegend ein. Die Nähe, die Ähnlichkeit, aber auch das Trennende, die Entfernung zu den zentraleuropäischen Nachbarn werden in den Grenzüberschreitungen des Reisenden deutlich. Szczerek reflektiert dabei die historischen und aktuellen Eigensichten auf Zugehörigkeiten und Abgrenzungen zu nachbarschaftlichen Verbänden wie Mitteleuropa, Osteuropa, Intermarium, Slawentum, Habsburg oder Ostblock. Er zeigt, wie die Suche nach dem „Barbarischen“ im jeweiligen Nachbarn uns wieder auf uns selbst zurückwirft (Warten auf die Barbaren).

Dieser verflochtene Blick nach innen und nach außen zieht sich auch durch das Interview von Michał Szułdryński mit Marek A. Cichocki. Von Szułdryński zu den Absichten hinter seinem neuen Buch „Północ i Południe“ (Norden und Süden) befragt, antwortet der Philosoph Cichocki, er wolle zum Nachdenken provozieren über das Wesen der polnischen und europäischen Kultur und über die Quellen, aus denen sich das heutige „Polentum“ und Europa speisen. Dabei versucht er, sich der allgegenwärtigen Dichotomie von Ost und West zu entziehen, Brücken zu schlagen – zum christlichen Rom. In seiner Analyse des Verhältnisses zu den deutschen Nachbarn findet er sowohl eine enge Beziehung als auch einen zivilisatorischen Gegensatz: Dort der fatale Drang, alles, auch das Äußere, zu organisieren – hier die sture Bestellung der eigenen Scholle, die es maximal nach Außen abzuschotten gelte.

Seine eigene Erfahrung, als Fremder ein Nachbar unter Fremden zu sein, trägt den Text von Piotr Ibrahim Kalwas: Seit zehn Jahren lebt er außerhalb Polens, davon acht Jahre in Ägypten, zuletzt auf Malta. In seinen Schilderungen können wir uns selbst wiederfinden: zunächst mit Genugtuung unseren Kosmopolitismus, unsere Neugier, und dann – zunehmend – unsere Ignoranz und unsere Vorurteile gegenüber den anderen, seien es fremde Nachbarn oder Länder, die so weit weg erscheinen, dass wir eigentlich nie vorhatten, sie als Nachbarn zu betrachten, globalisierte Welt oder nicht. Die Schlussfolgerung des Autors: „Na, was soll's, wenn du nicht als Idiot sterben willst, musst du dich hinsetzen und anfangen zu lernen. Das Andere studieren.“ Die Journalistin Marta Mazuś hingegen hat in ihrem Buch „Król kebabów“ (Der Kebab-König) in Reportagen nicht eigene Erfahrungen zusammengetragen, sondern die derjenigen gesammelt, die teilweise gerade angekommen sind, teilweise schon lange in Polen leben und doch immer noch und immer wieder als andere oder außenstehende Nachbarn wahrgenommen werden. Der für das Jahrbuch übersetzte Text demonstriert in Briefform die Konfrontation mit vielfältigen Rassismen, denen sich *Schwarze* Kinder und deren Mütter in Polen durch die *weiße* Mehrheitsgesellschaft ausgesetzt sehen. Der Brief schockiert durch die Reproduktion von Rassismen und Stereotypen, vorgetragen durch die Stimme der imaginierten und vorgeblich wohlmeinenden Verfasserin, die sich zudem mit der Stimme der Autorin zu mischen scheint. Diesen Beitrag aufzunehmen, kann sicher kontrovers kommentiert werden.

Eine historische Perspektive nimmt Jerzy Kochanowski ein und blickt auf die ausländischen Nachbarn im vermeintlich ethnisch so homogenen Warschau der Nachkriegszeit.

Zum einen blieb dort eine Gruppe von Menschen, die als Kriegsgefangene oder Zwangsarbeiter nach Polen oder Deutschland gelangt und dort Bindungen mit polnischen Partnerinnen eingegangen waren – zumeist Italiener, Franzosen und Jugoslawen; auch brachten ehemalige polnische Zwangsarbeiterinnen ausländische Ehemänner mit – und jeweils umgekehrt. Neben einigen mehr oder minder unfreiwillig gebliebenen Deutschen kamen später viele Gruppen aus politischen Gründen hinzu – aus Jugoslawien und Spanien stammende Bürgerkriegsveteranen, aus dem Iran nach dem Sturz von Ministerpräsident Mohammad Mossadegh 1953 oder aus Griechenland und Makedonien aufgrund des Bürgerkriegs. Besonders gern wurde Menschen aus dem Westen im stalinistischen Warschau Asyl gewährt, wenn es sich propagandistische nutzen ließ. In den 1960er und 1970er Jahren setzte eine Art migrantischer Generationswechsel ein, und statt der Nachkriegsgeschichte prägte nun studentische sowie akademische und sonstige Arbeitsmigration aus nahen und entfernten „Bruderländern“ das Bild; dazu reisten Menschen aus Westeuropa ein, denen das „sozialistische“ politische Klima in Polen mehr zusagte als die „kapitalistischen Verhältnisse“ in ihrem Herkunftsland. Die vielfältigen Entwicklungen, die sich über diesen langen Zeitraum entfaltet haben, führt Kochanowski kursorisch bis in die Gegenwart. Die Stellung, die ausländische Nachbarn in der polnischen Hauptstadt einnehmen konnten, wandelte sich eklatant entlang der jeweiligen historischen Kontexte. Doch trotz dieser oft übersehenen nunmehr schon traditionellen Multinationalität Warschaus fehle es auch heute noch an echter Nachbarschaft über kulturelle Grenzen hinweg.

Schon mit dem Titel des vorliegenden Jahrbuchs wird an ein Thema erinnert, dessen sich der Essay von Joanna Tokarska-Bakir annimmt, nämlich an das polnisch-jüdische Verhältnis und die Aufarbeitung seiner Geschichte. Die Autorin führt in die antisemitische Ideologie der polnischen Nationaldemokraten Ende des 19. Jahrhunderts ein, welche als machtstützende Strategie dazu diente, im postfeudalen Polen die Bauern in die nationale Gemeinschaft zu überführen. So sei aus dem jüdischen Nachbarn der „konstitutive Fremde“ geworden – unabdingbar für die Vorstellung eines kollektiven Selbstbildes und damit für eine „moderne“ polnische nationale Identität. So wurden ältere Vorstellungen einer relativen religiösen Toleranz abgelöst und die Evolution eines Verhältnisses gegenüber den Juden begann, das von grundsätzlicher Feindseligkeit und Gewalt gekennzeichnet war. Ausgehend von den Pogromen 1898 ziehe sich diese Entwicklung durch die Zweite Polnische Republik bis in die Zeit der Besatzung Polens durch Deutschland. Eindrücklich zeigt Joanna Tokarska-Bakir den Gegensatz zwischen den Ereignissen der Pogrome in Kielce und Jedwabne einerseits und den darum weiterhin gepflegten Mythen über der Entstehung und Täterschaft andererseits. Mit der Rückkopplung dieser Mythen an die kollektive nationale Identität und ihrer Verwurzelung in der feudalen Spaltung schließlich hänge es auch zusammen, dass auch bald 20 Jahre nach Erscheinen des aufsehenerregenden Buches „Nachbarn“ von Jan Tomasz Gross der Versuch einer Aufarbeitung der eigenen Geschichte immer wieder in eine Sackgasse gerate.

Anfang 2018 veröffentlichte der Autor und Fotograf Mikołaj Grynberg eine Auswahl von Gesprächen mit jüdischen Emigranten, die nach der antisemitischen Hetzkampagne in

den Jahren 1967–68 das Land verlassen haben. Der bemerkenswerte „Exodus“ (Księga wyjścia) wurde zum Epilog für das von Joanna Tokarska-Bakir beschriebene polnisch-jüdische Verhältnis. Im Jahrbuch finden sich ein Gespräch mit Olga Zambrowska, die 1968 nach Israel ausgewandert ist, sowie Fragmente des Gesprächs Grynbergs mit seinem Vater, in dem dieser erklärt, warum die Familie in Polen geblieben ist (dieses Gespräch durchzieht Grynbergs gesamtes Buch).

Ob nachbarschaftlich oder nicht: Nicht nur in Polen ist die Frage nach dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern eine der drängendsten überhaupt. Joanna Barelkowska nimmt sich dieses wichtigen Themas an. Sie geht aus von den Entwicklungen rund um den „schwarzen Protest“ im Oktober 2016, als landesweit in vielen kleinen und großen Städten Frauen und ihre Verbündeten gegen die paternalistische Politik der polnischen Regierung unter der Partei Recht und Gerechtigkeit aufbegehrten. Barelkowska zeigt auf, wie es gelingt und gelingen kann, dass Frauen Schritt für Schritt mehr direkten Einfluss auf die Politik nehmen, und welche Lücken es dabei gleichwohl gibt. Es wird deutlich, dass – wie in vielen anderen aktuellen und historischen Protestbewegungen auch – die Forderungen nach Gleichheit, Solidarität und Teilhabe zwischen den Geschlechtern sich rasch ausweiten auf Fragen des Gemeinwohls, der Inklusion und des säkularen Staates insgesamt. Sie sind untrennbar verbunden mit den Grundlagen der Demokratie, Freiheit und Einhaltung der Menschenrechte.

Die Erzählung einer harmonischen Nachbarschaft im großstädtischen Kontext wird von Katarzyna Kajdanek in ihrer kritischen Aufarbeitung des Mythos der historischen Kontinuität von Multikulturalität in der aufstrebenden Metropole Breslau (Wrocław) soziologisch seziert. Hier mischten sich Vorstellungen über eine multikulturelle Geschichte der Stadt mit modernem Stadtmarketing. Die Wahrnehmung der eigenen Multikulturalität habe sich mit gewissem Erfolg bei den Einwohnenden der Stadt durchgesetzt, wie Umfragen belegen, auch wenn die tatsächliche Präsenz des „Anderen“ sich bisher nur an wenig handfesten Faktoren messen ließ. Seit etwa 2015 werden allerdings einige Diskrepanzen deutlich, und zwar an der Haltung gegenüber den neu zugezogenen Menschen aus der Ukraine – zum ersten Mal seit langer Zeit eine zahlenmäßig relevante Gruppe, immerhin 100.000 wohnen jetzt in der 600.000 Köpfe zählenden niederschlesischen Metropole und arbeiten dort, studieren, engagieren sich, nehmen am kulturellen Leben teil. Während sich in Befragungen der Stadtbevölkerung gemischte Beurteilungen manifestieren – der Andere sollte zwar nicht zu sehr auffallen, andererseits herrscht auch kein eklatant tiefgreifendes Misstrauen – offenbaren weitere Ergebnisse einen eindeutigeren Trend: Unabhängig von tatsächlichen Erfahrungen mit Bedrohungen gab es zuletzt einen mehr als zweifachen Anstieg der subjektiv wahrgenommenen Gefährdung von Personen anderer Hautfarbe, von Personen, die an ihrer Kleidung als Angehörige anderer Kulturen oder Religionen zu erkennen sind, und von Personen, die in einer Fremdsprache kommunizieren. Die Autorin führt dies weniger auf städtische Besonderheiten zurück, sondern mehr auf die Politik der Angst, die auf nationaler Ebene von der Regierung verfolgt werde. Das Gefühl des Zusammenlebens in der Stadt kommentiert auch die Schriftstellerin Dorota Masłowska im Interview mit

Katarzyna Kubisiowska. Sie erzählt von den Erfahrungen des Aneinander-Vorbeilebens und den doch stattfindenden Interaktionen, die sie selbst als aus der Provinz Zugezogene in Warschau erlebt. Besonders gern nimmt sie diesen absurden Hauptstadt-Kosmos in den öffentlichen Verkehrsmitteln auf, ohne deren tägliche Benutzung ihr im Warschauer Alltag etwas fehlen würde. Während die Fahrt mit den überirdischen Bahnen und Bussen – so die Autorin – für die echten Warschauerinnen und Warschauer eine Art Demütigung darstellt, haften der U-Bahn schon beinahe etwas Egalitäres an. Hier wie dort beobachtet sie, mit welchen Strategien sich Alteingesessene von Durchreisenden, ausländischen Touristen und ihren neuen Nachbarn, den vom Land Zugezogenen, abzugrenzen suchen.

Den umgekehrten Weg – von der Stadt aufs Land – geht der Text von Jan Opielka. Bis in die jüngste Vergangenheit hatte die Mehrheit der Polinnen und Polen familiäre Bindungen in die Dörfer und konkret zur Landwirtschaft. Noch Mitte der 1990er waren bis zu 3,5 Millionen Menschen in der Landwirtschaft tätig, sogar heute sind es mit etwa 1,6 Millionen Personen im Erwerbsalter im europäischen Vergleich immer noch außerordentlich viele. Doch diese Beziehungen würden vor allem seit 1989 ambivalent bewertet, viele Menschen wollten sich von ihrer eigenen Vergangenheit abgrenzen und mit dem scheinbar archaischen Habitus des Landlebens brechen; Zuzug und Arbeitsmigration in die Städte sind enorm. Doch es gibt auch Gegenbeispiele, wie neuere Untersuchungen zeigen: Menschen, die aufs Dorf zurückkehren oder sich neu dem Leben auf dem Land oder in der Kleinstadt zuwenden und die mit ihrem sozialen Kapital zur (Wieder-)Belebung des gesellschaftlichen Dorflebens beitragen. Dadurch entsteht ein neues, ebenfalls nicht immer reibungsfreies Miteinander, doch es zeigt sich, dass die Nachbarschaft zwischen Metropolregionen und Peripherien und das Zusammenleben in der wahrgenommenen Provinz keine eingleisige Entwicklung nehmen wird. Während hier also keine lineare Erzählung vom Niedergang entdeckt werden kann, verhält es sich mit dem Abschnitt dörflichen Lebens, welcher Andrzej Draguła in seinem Text beschäftigt, anders. Die im Fokus stehende Kirche und die religiöse Gemeinschaft spielen nach wie vor eine wichtige Rolle für das Dorf. Doch sie allein könnten eine funktionierende Solidargemeinschaft oder Nachbarschaft weder ersetzen noch am Leben erhalten, hingen auf dem Dorf vielmehr umgekehrt davon ab. Verschiedene Modelle zur Rettung oder Dynamisierung der kleinen Gemeinden hat der Autor bereits überlegt, auch gemeinsam mit anderen. Doch es bleibt ihm nur der ernüchternde Eindruck, dass weder die weniger werdenden Gläubigen auf dem Land noch die einsamen Priester die Schrumpfung und Ermattung ihrer Glaubensgemeinschaften aufhalten können.

Deutsch-Polnisches darf in einem Jahrbuch des Deutschen Polen-Instituts nicht fehlen. Felix Ackermann war bereits als 16-jähriger Austauschschüler für ein Jahr in Polen. Seitdem beschäftigt sich der Historiker beruflich wie privat mit dem Land und nimmt Stellung zu den sozialen und politischen Entwicklungen der letzten Jahre. Der kritische Blick eines engagierten Brückenbauers kann nicht verhehlen, dass es zwischen den beiden Gesellschaften gegenwärtig Spannungen und Misstrauen gibt.

Für die Beziehung zwischen den beiden Nachbarländern ist es natürlich nicht unerheblich, wie aus Polen Richtung Deutschland geblickt wird. Für das Jahrbuch haben wir den Fokus einer polnischen Berlinerin ausgewählt, der Journalistin Ewa Wanat. Sie analysiert die öffentliche Diskussion in Deutschland anhand einiger von ihr ausgemachter Tabus. Deutlich grenzt sich Wanat von der These ab, dass es tatsächliche „Sprechverbote“ gebe. Doch sich manifestierende Lücken im öffentlichen Diskurs spielten gerade denen in die Hände, die eben lautstark von solchen „Verboten“ oder gar der „Lügenpresse“ fantasierten – wie die AfD oder andere rechte und rechtsextreme Kräfte. Eine Überwindung mancher Hemmungen im öffentlichen Diskurs, so Wanat, könnte hierbei helfen, die tatsächliche Situation verschiedener in Deutschland lebender Gruppen offener und damit auch konstruktiver anzugehen – so, wie es etwa für die Gastarbeiter der 1950er und 1960er Jahre lange versäumt worden sei. Und nicht zuletzt sei dies auch dringend nötig für eine bessere Nachbarschaft zwischen Ost und West innerhalb Deutschlands. Dieser Exkurs zu den Schwierigkeiten innerhalb der deutschen Gesellschaft, nachbarschaftliche Verhältnisse zwischen Regionen, Gruppen, Milieus und Generationen zu definieren und offen zu gestalten, soll noch einmal den Blick schärfen für unseren Nachbarn Polen, für alle Gemeinsamkeiten und Besonderheiten gleichermaßen.

Die Redaktion wünscht Ihnen anregende Lesestunden mit Aha-Erlebnissen!

Andrzej Kaluza
Julia Röttger

Darmstadt, im Januar 2019



Das Titelbild zum Jahrbuch liefert dieses Jahr Tytus Brzozowski – Architekt und Wasserfarbenmaler, der in seinen Arbeiten magische, kunterbunte, fantastische Stadtansichten entstehen lässt. Hauptinspiration ist für ihn seine Heimatstadt Warschau und ihre einzigartige Geschichte. In seinen Arbeiten findet man schmucke alte Mietshäuser und bekannte Gemäuer in ungewohnten Zusammenhängen. Eine besondere Rolle spielen in seiner Malerei die Menschen. Sie tauchen auf Balkonen, Dächern, Schornsteinen auf oder schweben auf Brücken, die in die Wolken führen. Das alles um zu zeigen, dass eine Stadt menschenfreundlich und voller Leben sein kann. Mehr: www.t-b.pl



Maciej Gdula

Die unnachbarschaftlichen Polen. Über eine entzweite Gesellschaft

Reist man durch Polen, so fallen einem sofort die neuen Gebäude und Häuser auf, die sich immer weiter jenseits der früheren Stadtgrenzen ausdehnen. Sie zeugen von mehr als nur der wirtschaftlichen Entwicklung der letzten Jahrzehnte. Hierin materialisieren sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in Polen. Jedes Haus unterscheidet sich eindeutig von den anderen. Die Eigentümer, die Form, Farbe und selbst die Dachziegel ausgewählt haben, stellen ihre Besonderheit und Außergewöhnlichkeit unter Beweis. Selbstverständlich wird jedes Haus eingezäunt, obwohl die Kriminalitätsrate in Polen eine der niedrigsten in der ganzen EU ist.¹ Man wird den Eindruck nicht los, dass hinter der Hemmungslosigkeit, mit der neues Bauland erschlossen wird, der Wunsch nach Distanz und die Absicht steckt, Grundstücke in Besitz zu nehmen, die noch völlig unberührt sind und man endlich seine Ruhe und die Freiheit haben kann, sich die Welt nach eigenen Regeln einzurichten.

¹ Nach den Angaben von *Eurostat* belegte Polen 2012 den sechstletzten Platz in der Kriminalitätsstatistik der EU. Polen lag mit 12 Prozent weit hinter dem EU-Durchschnitt von 20 Prozent. Auf den ersten Platz kam Bulgarien mit 37 Prozent.

POLEN SIND SCHLECHTE NACHBARN

Dass die Polen eine Neigung haben, aneinander vorbeizureden, zeigt auch die Statistik; etwa Indikatoren, die die Zusammenarbeit, Selbstorganisation und den Grad an Vertrauen messen. Eine Untersuchung zur Bürgerbeteiligung aus dem Jahr 2016 hat ergeben, dass zwei Drittel aller Polen in keinerlei zivilgesellschaftlicher Organisation engagiert waren.² Von dem aktiven Drittel engagierten sich die meisten in der Schule ihrer Kinder, etwa im Elternbeirat oder bei Klassenausflügen. Als Vater von Schulkindern weiß ich selbst, wie schwierig es ist, überhaupt irgendwen zur Beteiligung in diesen Gremien zu überreden.

Laut der *European Values Study* geben 23 Prozent aller befragten Polen an, Mitglied in einer zivilgesellschaftlichen Organisation oder einem Verein zu sein.³ Genauere Untersuchungen dieser Vereine zeigen, dass dort 48 Prozent, also weniger als die Hälfte aller Mitglieder, aktiv sind. Ein Drittel bleibt gänzlich passiv. Das bedeutet, dass nur etwa jeder zehnte Pole Teil einer formalen Organisation ist, in der er gemeinsam mit anderen handelt.

Untersuchungen zum gegenseitigen Vertrauen ergeben ein ähnliches Bild. Seit Jahren kommen Studien zu den gleichen Ergebnissen: Polen vertrauen einander in der Regel nicht. Im Jahr 2002 bejahten nur 19 Prozent die Frage, ob man den meisten Menschen trauen könne; 2008 waren es 26 Prozent und 2016 23 Prozent. Dass man im Umgang mit anderen vorsichtig sein müsse, sagten stets mehr als 70 Prozent. Meist vertrauten Polen nur ihren Familienangehörigen (81 Prozent). Wenn es um die Nachbarn geht, sagten ganze 60 Prozent der Befragten, dass man ihnen nicht trauen könne.

Das tatsächliche Zusammenleben bereitet den Polen Schwierigkeiten. Sie mögen gemeinschaftliche Symbole und Rituale, aber das gemeinsame Miteinander fällt ihnen schwer. Sie sind anfällig für Parolen, die eine nationale Besonderheit und Homogenität propagieren, etwa in letzter Zeit gegenüber der „Flüchtlingswelle“. Allerdings fallen ihnen Bindungen schwer, die nicht auf Ausschluss beruhen oder durch Angst oder Bedrohung wachgehalten werden.

Nachbarschaft kann ein Schlüsselbegriff sein, um dieses Problem zu verstehen: Den Polen gelingt es nicht, gute Nachbarn zu sein. Wenn wir Nachbarschaft als eine bestimmte Form und ein Erleben gesellschaftlicher Verhältnisse definieren, dann existiert sie in Polen eigentlich nicht. Damit Nachbarschaft funktioniert, müssen wir uns darüber klar werden, dass die Menschen um uns herum anders sind als wir selbst. Wir müssen diese Unterschiede als solche akzeptieren. Wenn aber Vorstellungen von einer Einheit und gemeinsamen Identität vorherrschen, dann können Unterschiede einzig an

2 Umfrage des polnischen Meinungsforschungsinstituts *CBOS* im Jahr 2016.

3 Vgl. Untersuchung der *European Values Study* von 2018.

der Grenze der Gemeinschaft auftreten, die sie als solche meist existentiell bedrohen. Meinem Verständnis nach bedeutet Nachbarschaft hingegen die Fähigkeit gemeinsam zu handeln und gemeinsame Regeln aufzustellen. Und zwar ohne die Erwartung, dass alle trennenden Unterschiede verschwinden. Die Bedingung dafür ist, dass Unterschiede gutgeheißen und nicht verneint werden.

GESCHICHTE EINER SCHWIERIGEN NACHBARSCHAFT

Es gibt gesellschaftliche Gründe für die Schwierigkeiten mit der Nachbarschaftlichkeit. Der Sachverhalt ist natürlich deutlich komplexer, als die bloße Feststellung, dass die Polen „schon immer“ ein Problem damit hatten, Unterschiede zu akzeptieren. Man sollte sich auch nicht mit einer Geschichte des Niedergangs begnügen: weg von einer viel beschworenen Vielfalt hin zu einer homogenen Gemeinschaft. Ich werde an dieser Stelle drei Aspekte in den Mittelpunkt stellen: Die Religion, das polnisch-jüdische Verhältnis und die Klassenverhältnisse. An diesen wird deutlich, woher die polnische „Unnachbarschaftlichkeit“ stammt, zugleich aber auch, dass die Polen in ihrer Geschichte auch mit Konzepten von Gemeinschaft operieren konnten, die deutlich weniger homogen waren als heute.

KIRCHE UND RELIGIÖSE TOLERANZ

Das beste Beispiel dafür, wie gut Unterschiedlichkeit in Polen auch funktionieren konnte, liefert die Religion. Während Westeuropa im 16. Jahrhundert von Religionskriegen auseinandergerissen wurde, gelang es in Polen, eine Ordnung zu errichten, die das Zusammenleben verschiedener Religionen und Bekenntnisse ermöglichte. In Warschau unterschrieben die Adligen 1573 die sogenannte Warschauer Konföderation⁴ – also nur ein Jahr nach der Bartholomäusnacht in Paris, die zum Symbol für blutige Religionskonflikte geworden ist. Der Beschluss wurde durch den Konvokationssejm verabschiedet, ein Gremium, das vor der Wahl des Königs zusammentrat⁵ und 1573 den ewigen Frieden zwischen den Angehörigen verschiedener Religionen verkündete. Die Verfolgung Andersgläubiger wurde verboten und Schutz durch den Staat garantiert. Die Konföderation stärkte den Geist der religiösen Toleranz, was dazu führte, dass das Land Zuflucht für sehr unterschiedliche, vom katholischen Glauben abtrünnige Glaubensgemeinschaften werden konnte. Obwohl die Konföderation später in der Praxis auf verschiedene Weise angefochten wurde, war sie trotzdem

- 4 Die Konföderation von Warschau, auch „Warschauer Religionsfriede“ genannt, ist ein Rechtsakt aus dem Jahr 1573, der die konfessionelle Toleranz und politische Gleichstellung religiöser Minderheiten gegenüber Katholiken festschrieb. Das Toleranzedikt galt für Adelige und Bürger, Bauern waren davon ausgeschlossen. (Anm. des Übers.).
- 5 Nach dem Tod von König Zygmunt II. August (1572) wurde Polen zur Wahlmonarchie. Der Konvokationssejm war die erste Zusammenkunft des Adels nach dem Tod eines Königs. Hier wurden die Kandidaten aufgestellt sowie der Zeitraum und der Tagungsort der Königswahl festgelegt. Auf dem ersten Konvokationssejm 1573 wurde auch die Konföderation von Warschau beschlossen, vgl. Fußnote 4. (Anm. des Übers.).

ein bedeutendes Statut, das die religiöse Toleranz zu allgemeinem Recht erhob. Ihr Geist schwächte religiöse Verfolgungen und zähmte den Verlauf der Gegenreformation. Dennoch konnte sie nicht verhindern, dass Andersgläubige in Polen im 18. Jahrhundert marginalisiert wurden.

Die religiöse Toleranz entwickelte sich aus der Erfahrung der Gründung der polnischen Adelsrepublik als Imperium. Sie entstand aus der Einheit mit Litauen als strategisches Bündnis gegen die deutsche Expansion in Preußen. Dadurch lebten unterschiedliche ethnische, sprachliche und religiöse Gruppen in einem gemeinsamen staatlichen Organismus zusammen. Hätte eine von ihnen versucht, die anderen zu dominieren, wäre es zu gewaltigen Konflikten und Gegenbewegungen gekommen. Auch wenn Toleranz einen Selbstzweck darstellte, wäre es naiv, sie unabhängig von den Interessen des staatlichen Organismus zu betrachten, in dem sie wirkte. Auch darf man nicht vergessen, dass die Toleranz vor allem den Adel vereinte. Er stellte eine privilegierte Klasse dar und beutete die Bauern mit unbezahlter Arbeit aus. Letztere mussten *de facto* als Sklaven Weizen für die neu entstehenden kapitalistischen Märkte in Westeuropa produzieren.

Betrachtet man Polen heute, so wird deutlich: Ändert sich der institutionelle Kontext, dann ist es um die Anerkennung religiöser Unterschiede schlecht bestellt. Die religiöse Vielfalt ist nach 1945 drastisch geschrumpft, als die heutige Grenze Polens durch eine Politik der ethnischen Homogenisierung Gestalt annahm.⁶ Hinzu kam ein folgenreicher Konflikt zwischen der kommunistischen Partei und der katholischen Kirche, die nach 1945 zur wichtigen Repräsentantin der Gesellschaft gegenüber der staatlichen Macht wurde. Fragt man heute in Polen nach der Bedeutung der Religion, so ist auch dreißig Jahre nach dem Niedergang der Volksrepublik die Rolle der katholischen Kirche im Staat der grundlegende Bezugspunkt – und nicht etwa die Frage nach der Koexistenz verschiedener Kirchen.

Man könnte sagen, dass das in einem Land selbstverständlich sei, in dem Katholiken dominieren. Immerhin gehen 35 Prozent von ihnen jeden Sonntag in den Gottesdienst und der größten nicht-katholischen Kirche – der orthodoxen – gehören nur 0,7 Prozent der Bevölkerung an. Mangelnde Reflexion über religiöse Unterschiede prägt die Art und Weise, wie sich die Polen zu wichtigen Herausforderungen der Gegenwart verhalten. Gerade jetzt, da sie doch Teil eines Imperiums sind: der Europäischen Union. Die Angst vor Flüchtlingen speist sich auch aus der Ablehnung des Islam als fremder Religion, die eine potentielle Gefahr für die polnische Identität darstellen könnte (obwohl die Angst sicherlich komplexere Ursachen hat). Flüchtlinge oder wahlweise auch Muslime (diese Kategorien vermischen sich im Alltag) möchte man möglichst weit von den polnischen

6 Ein Beispiel dafür ist die sogenannte „Aktion Weichsel“, die 1947 durchgeführte Zwangsumsiedlung von ethnischen Ukrainern aus dem Südosten der Volksrepublik Polen in die nach dem Krieg hinzugewonnenen sog. Wiedergewonnenen Gebiete im Norden und Westen des Landes. (Anm. d. Übers.).

Grenzen entfernt wissen. Das ist eine normale Reaktion, weil die Erfahrung religiöser Nachbarschaft fehlt. Es stellt allerdings auch die Grundlagen europäischer Solidarität infrage und untergräbt das Vertrauen in das gesamte Projekt der EU. Das führt zu einer Situation, in der – mit einem marxistischen Begriff gesprochen – das unmittelbare Interesse gegenüber dem historischen Interesse überhandnimmt.

DAS POLNISCH-JÜDISCHE VERHÄLTNIS

Die Frage nach dem Judentum verbindet Religion und Ethnie. Seit dem Mittelalter lebten Juden auf polnischem Gebiet und machten vor dem Zweiten Weltkrieg circa zehn Prozent der Bevölkerung aus. Es gibt ein idyllisches Bild der Juden in der polnischen Kultur: Sie werden als exotische Gruppe dargestellt, die trotzdem harmonisch mit den anderen zusammenlebt und ein wichtiges Stück im Mosaik der multiethnischen Adelsrepublik bildet. Dieses Bild ist allerdings sehr weit von den wirklichen gesellschaftlichen Verhältnissen und dem Platz, den Juden in der polnischen Kultur eingenommen haben, entfernt.

In jedem Falle stellten die Juden in der polnischen Wirklichkeit eine deutlich verschiedene Gruppe dar. Ihre Verschiedenheit war offensichtlich und unbestreitbar. Die Juden waren gleichzeitig nah – in einem physischen Sinne, denn sie lebten in den gleichen Städtchen, wo sie zum Beispiel Gaststätten oder Handwerksbetriebe führten. Sie waren das ideale Material für den Nachbarn, könnte man meinen. Doch das Verhältnis der Polen zu den Juden war von Misstrauen, Argwohn und einem gleichzeitigen Gefühl der Selbstüberhöhung gekennzeichnet.

Der Volksglaube über jüdische Rituale war eng mit christlichen Stereotypen verbunden: Es ist eine pervertierte Vorstellung des Verzehrs der christlichen Hostie, dass Juden Kinder rauben, um aus ihrem Blut *Matze* zu machen. Ebenso die Vorstellung, dass Juden in die Hostie stächen, um zu überprüfen, ob Blut aus ihr hervortrete. Hinzu kommt das Stereotyp, dass Juden unermesslich reich seien und christlichen Frauen auflauerten.⁷ In der Moderne kamen dann noch Verschwörungstheorien hinzu: Die Juden verbärgen demnach ihre wahre Identität, indem sie nur scheinbar zum Christentum überträten, während sie Böses gegen die nationale Gemeinschaft ausheckten und sich mit Feinden verbündeten. Diese Motive sind in zahlreichen romantischen Dramen und nationalistischen Ideologien am Ende des 19. Jahrhunderts sowie in den Diskursen über den „Juden-Kommunismus“ aus der Vorkriegszeit verbreitet.

Es ist also schwer, die Juden „Nachbarn“ zu nennen. Sie sind nicht von den Polen abge sondert, sondern auf eine vertrackte Art mit den Polen verbunden. Die Juden seien,

7 Vgl. Joanna Tokarska-Bakir: *Rzeczy mgliste* [Verschwommene Dinge]. Fundacja Pogranicze, Sejny 2004.

so das gängige Vorurteil, ein Beispiel für eine ungeheuerliche und schwer erträgliche Verschiedenheit. Sie flößten Angst ein, weil sie als Gruppe betrachtet werden, deren Existenz unsere Regeln unterwandere. Sie seien eine anhaltende Gefahr für unsere Welt, die es vor ihnen zu schützen gelte.

Sicherlich gehören offen antisemitische Diskurse heute nicht zum Mainstream in der polnischen Öffentlichkeit. Man sollte aber auch nicht irren, dass nach der Katastrophe des Zweiten Weltkriegs und der Ermordung der überwiegenden Mehrheit der polnischen Juden durch die Nazis diese spezifische Verbindung zwischen der polnischen Identität und den Juden verschwunden sei.⁸

Zurzeit zeigt sich das vor allem im Bereich der historischen Erinnerung. Dafür lohnt sich ein kurzer Überblick über die Veränderung der Erinnerung in den letzten zwanzig Jahren. Im Jahr 2000 stieß das kurze Buch „Nachbarn“ von Jan T. Gross in Polen die größte Geschichtsdebatte nach 1989 an.⁹ Das Buch berichtet von dem Mord, den Polen unter Billigung der deutschen Besatzungsmacht an ihren jüdischen Mitbürgern in der kleinen Ortschaft Jedwabne in Zentralpolen begangen haben. Anfangs versuchte man noch, die polnische Schuld zu schmälern und den Tatbestand zu leugnen. Doch das hat sich mit der Zeit gelegt. Mittlerweile wurden die Fakten überwiegend akzeptiert und die Tat hat Eingang in das kollektive Gedächtnis gefunden. Währenddessen kam es zu einer Verformung der polnischen Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg. Statt der Erzählung eines stolzen Sieges über Hitlerdeutschland und der Apotheose des ritterlichen Ethos polnischer Soldaten, bildete sich eine neue Erzählung heraus, die die zivilen Opfer in den Mittelpunkt rückte: Die Wehrlosigkeit und Vereinsamung der Polen in der Kriegs- und Nachkriegszeit. Diese Erzählung wurde sehr populär. Das Museum des Warschauer Aufstandes in der Hauptstadt ist zum Symbol dieser neuen Geschichtspolitik geworden. Eröffnet wurde es 2004 von Personen aus dem rechten Milieu um Lech Kaczyński (dem verunglückten Bruder des heutigen Parteivorsitzenden der Partei Recht und Gerechtigkeit, PiS). In dem Museum wird die Tragödie einer Stadt präsentiert, die von zwei Totalitarismen zur Vernichtung verurteilt wurde. Das Museum bedient sich neuer und attraktiver Formen der Präsentation und hebt die Zerstörungen sowie die Zahl der Opfer des Aufstands hervor. Diese Art der Vermittlung ist sinnbildlich für die Tendenz zur „Holocaustisierung“ der polnischen Erinnerung. Sie tritt in Konkurrenz zu den Verlusten der Juden, gegenüber denen sie um Aufmerksamkeit und Anerkennung als Opfer des Zweiten Weltkriegs ringt. Dass es sich hierbei um eine allgemeine Tendenz handelt, hat Elżbieta Janicka in ihrem Buch „Festung Warschau“ gezeigt. Darin beschreibt sie die symbolische Übernahme wichtiger Orte auf

8 Ich verzichte bewusst auf jegliche Präzisierung durch Wörter wie „Gruppe“, „Identität“ und „Kultur“. Denn dort, wo Juden im Zusammenhang mit der polnischen Identität auftauchen, stellen sie eine verschwommene Kategorie dar, die sich ausdehnt und nicht eindeutig ist und deren Charakter nur der Bezeichner wiedergibt.

9 Jan T. Gross, *Nachbarn. Der Mord an den Juden von Jedwabne*, aus dem Polnischen von Friedrich Griese, München 2001.

dem ehemaligen Gebiet des Ghettos durch Symbole polnischer Erinnerung – durch Tafeln, Denkmäler und Obelisken.¹⁰

Die jüdische Erinnerung wird als Gefahr für die polnische Erinnerung betrachtet. Man fürchtet, dass polnische Opfer international keine Anerkennung finden würden, vor allem im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg. Wenn der Holocaust als wichtiger Bezugspunkt für die globale Erinnerung und Universalgeschichte genommen wird, sieht man das in Polen recht häufig als eine unrechtmäßige Überhöhung der Juden an. Dies ginge auf Kosten der Polen: Erstens, weil die Polen als Antisemiten präsentiert würden und zweitens, weil die Juden das polnische Leid marginalisierten und die Welt es daher nicht anerkenne. Vor diesem Hintergrund wird auch das „Gesetz über das Institut des Nationalen Gedenkens“ verständlich, das die PiS Anfang 2018 mit ihrer Stimmmehrheit verabschiedete.¹¹ Darin wurde die Verwendung des Ausdrucks „polnische Vernichtungslager“ unter Strafe gestellt sowie die Unterstellung einer Mitäterschaft der polnischen Nation am Holocaust. Auch wenn das Gesetz nach internationalen Zerwürfnissen von der Regierungspartei wieder gekippt wurde, zeigt bereits der Versuch, dass die polnisch-jüdischen Beziehungen bis heute sehr belastet sind. Sie sind weit von dem entfernt, was ich oben als „Nachbarschaft“ bezeichnet habe.

KLASSENVERHÄLTNISSE IN POLEN

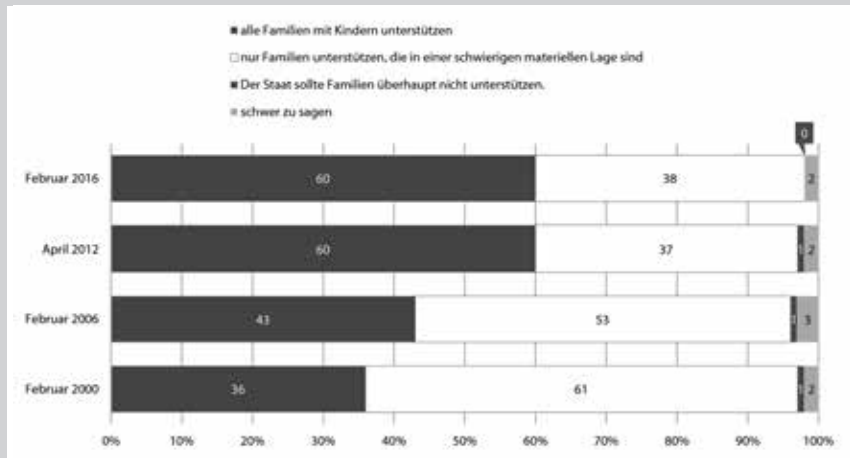
Klassenverhältnisse sind eine dritte Sphäre, in der es Polen schwerfällt, Unterschiede anzuerkennen. Nicht aber in dem Sinne, dass hier ein Geist der Gleichheit und der Abschwächung von Spannungen herrschte. Im Gegenteil: Die Kraft der Klassenverhältnisse in Polen führt dazu, dass sehr große soziale Unterschiede entstehen. Außerdem erschweren sie eine Politik der Begrenzung und Rationalisierung dieser Unterschiede. Das führt zu Spannungen, die sich in regelmäßigen Erregungs- und Säuberungskampagnen gegen Privilegierte entladen.

Die fehlende Akzeptanz von Unterschieden hat in Polen eine lange Geschichte. Sie hängt mit der besonderen Lage der Eliten zusammen und der Legitimierung ihrer Position. In der Adelsrepublik verlief der offensichtliche Klassengegensatz zwischen den Adeligen (zu denen zeitweise sogar bis zu zehn Prozent der Bevölkerung gehörten) und der Bauernschaft, die eine erdrückende Mehrheit der Bevölkerung darstellte. Das Verhältnis zwischen diesen beiden Klassen war feudaler Natur. Die Bauern waren zu unentgeltlicher Arbeit verpflichtet und ökonomisch von den Gutshöfen abhängig. Dort unterstanden sie auch juristisch dem Adel, der das Recht repräsentierte, z. B. auch durch körperliche Züchtigung. Dies führte zu Ausbeutung und einem systematischen Missbrauch der Bauern. Die symbolische Herrschaft wurde dadurch verstärkt, dass der

10 Elżbieta Janicka, Festung Warschau [Originaltitel auf Deutsch], Warszawa 2011.

11 In der deutschen Presse wurde es häufig als „Holocaust-Gesetz“ bezeichnet. (Anm. des Übers.).

Es sind verschiedene Herangehensweisen und Formen der Politik zur Unterstützung von Familien durch den Staat möglich. Sollte Ihrer Meinung nach der Staat...? (%)



Quelle: Grafik aus den POLEN-ANALYSEN 186, 6.9.2016, S. 7 <<http://laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen186.pdf>>; Datenquelle: CBOS Komunikat z Badań Nr. 25/2016: Program „Rodzina 500 plus“ jako element systemu wspierania rodzin i dzietności [Das Programm „Familie 500 plus“ als Teil eines Programms zur Unterstützung von Familien und Nachkommenschaft], Warszawa 2/2016, <www.cbos.pl>.

Adel die Herkunft der Bauern auf den biblischen Ham zurückführte.¹² Dieser markante Klassengegensatz war trotz der formellen Abschaffung des Adelstandes mit Sicherheit bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts lebendig. Gänzlich erklärt er die Klassenverhältnisse in der polnischen Adelsrepublik aber nicht.¹³

Ebenso wichtig war der Gegensatz, der zwischen dem niedrigen und dem hohen Adel, also den Magnaten, verlief – obwohl dies meist verschleiert wurde. Die Magnaten repräsentierten große und vermögende Adelsgeschlechter, die einen gewaltigen Reichtum kontrollierten und großen Einfluss auf die Politik hatten. Letzterer war so groß, dass die Magnatenfamilien eine eigenständige Außenpolitik betrieben, durch die sie ihren ökonomischen Einfluss ausweiteten. Sie organisierten ihre politischen Verbündeten und waren bei der Wahl des Königs enorm wichtig und hatten großen Einfluss auf seine Politik. Man kann die tatsächliche Macht der Magnaten kaum überschätzen, obwohl sie durch die Sprache der vermeintlichen Gleichheit des Adels maskiert wurde. Jeder

12 Ham war laut Altem Testament der jüngste Sohn Noahs und gilt nach der biblischen Völkertafel der Genesis als Stammvater der Hamiten. Ham, der Noah entkleidet gesehen hatte, wurde von seinem Vater verflucht. Auf diese Theorie berief man sich auch in Russland und in den USA zur Rechtfertigung rassistischer Unterdrückung. (Anm. des Übers.).

13 Vgl. Adam Leszczyński, Der Herr uns sein Knecht. Über die Langlebigkeit der Leibeigenschaft, in: JAHRBUCH POLEN 2018 Mythen, aus dem Polnischen von Ulrich Heiße, Wiesbaden 2018, S. 165–180. (Anm. d. Red.).

Sind Sie für oder gegen die Einführung einer finanziellen Unterstützung für die Kindererziehung in Höhe von 500 Zloty ab dem zweiten Kind bis zum 18. Lebensjahr bzw. für jedes Kind in Familien mit geringem Einkommen? (%)

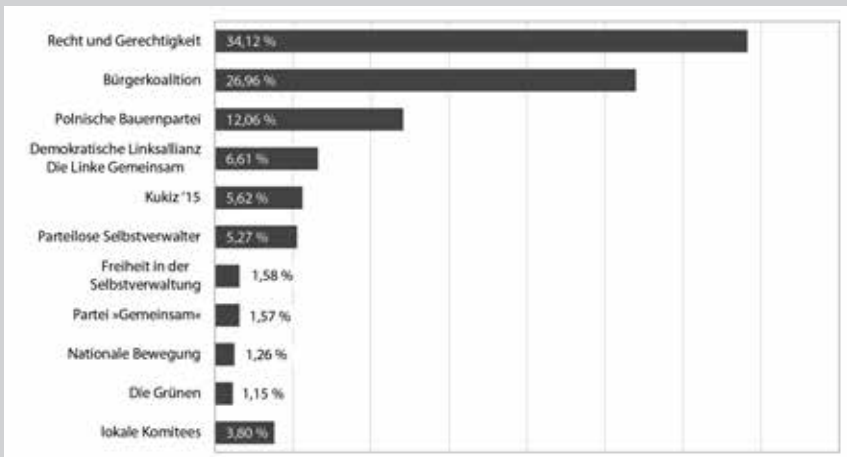


Quelle: Grafik aus den POLEN-ANALYSEN 186, 6.9.2016, S. 8 <<http://laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen186.pdf>>; Datenquelle: CBOS Komunikat z Badań Nr. 25/2016: Program „Rodzina 500 plus“ jako element systemu wspierania rodzin i dzieciności [Das Programm „Familie 500 plus“ als Teil eines Programms zur Unterstützung von Familien und Nachkommenschaft], Warszawa 2/2016, <www.cbos.pl>.

Adelige war gleich, wenn es um das Recht auf Waffenbesitz, die freie Königswahl, die Bedrohung durch die königliche Macht und die Möglichkeit der Ausbeutung der Bauernschaft ging. Doch die tatsächliche Herrschaft über die Bauern, die symbolische Einheit des Adelsgeschlechts und die gemeinsame Bedrohung durch die Zentralisierung der Macht führten auch zur Mystifizierung. Und zwar der ungleichen Verhältnisse, die zwischen den Magnaten und dem Großteil des Adels herrschten. So bildete sich die privilegierte Gruppe als eine verdeckte oder vermeintlich schwache Gruppe heraus. Ein Muster, das sich bis heute reproduziert.

Es gab während der Teilung Polens (1795–1918) zwei Diskurse, die die Eliten stützten: Zum einen betonten die Eliten ihre Schwäche gegenüber fremden Mächten. Ihre eigene Position begründeten sie durch den Kampf gegen diese Mächte. In diesem Diskurs vermischt sich das vermeintliche Opferdasein mit Heroismus und der Aufopferung für die Gemeinschaft. Kampf und Widerstand wurden so zum moralischen Kapital der Elite. Nachdem sie aber selbst die Macht übernommen hatten, legitimierten sie ihre Herrschaft durch ihre früheren Verdienste. So geschah es mit dem Adel und der Aristokratie während der andauernden nationalen Erhebungen im 19. Jahrhundert, dann mit den politischen Freiheitskämpfern der Jahrhundertwende, die nach 1918 in der Zweiten Republik an die Macht kamen, anschließend mit den Kommunisten nach 1945, die ihre Bedeutung im Kampf gegen die deutschen Besatzer herausstellten und letztlich mit den Eliten, die aus der Solidarność hervorgegangen sind und ihre Macht mit dem Widerstand gegen die „Kommunisten“ legitimierten. Auch die

Unterstützung für die Wahlkomitees bei den Wahlen der Woiwodschaftslandtage



Legende: Recht und Gerechtigkeit/ Prawo i Sprawiedliwość – PiS; Bürgerkoalition/Koalicja Obywatelska – KO; Polnische Bauernpartei/Polnie Stronnictwo Ludowe – PSL; Demokratische Linksalianz Die Linke Gemeinsam/Sojusz Lewicy Demokratycznej – SLD Lewica Razem; Parteilose Selbstverwalter/Bezpartyjny Samorządowcy – BS; Freiheit in der Selbstverwaltung/Wolność w Samorządzie; Partei »Gemeinsam«/Partia Razem; Nationale Bewegung/Ruch Narodowy; Die Grünen/Zieloni.

Quelle: Grafik aus den POLEN-ANALYSEN 226, 12.11.2018, S. 9 <<http://laender-analysen.de/polen/pdf/PolenAnalysen226.pdf>>, erstellt nach einer Grafik von Wyborynamapie.pl, die ihrerseits auf Grundlage der Daten der Państwowa Komisja Wyborcza [Staatlichen Wahlkommission] erstellt wurde.

Eliten der regierenden PiS präsentieren ihre Politik als anhaltenden Kampf gegen die Volksrepublik, den sie nach 1989 gegen das Establishment der Dritten Republik fortsetzten. Der Kampf um die Befreiung der ganzen Nation führt dazu, dass die Fragen nach Privilegien und Ungleichheiten grundsätzlich unangemessen erscheinen. Personen an der Macht stellt man keine Bedingungen, weil sie ihren Verdienst doch schon bereits früher unter Beweis gestellt haben. Das macht es unmöglich, Herrschaftsverhältnisse zu rationalisieren. Ein Nährboden für Machtmissbrauch, da die Eliten aus einer Position der moralischen Überlegenheit und höheren Rechtmäßigkeit zu handeln scheinen.

Es gibt noch einen zweiten Diskurs, der die Eliten rechtfertigt – und zwar mehr die wirtschaftlichen als die politischen und kulturellen. Er hat seinen Ursprung in der Entwicklungsverzögerung Polens und lautet in etwa so: Die polnischen Eliten sind gegenüber Eliten aus entwickelten Ländern immer schwächer. Sie verdienen daher Schutz und besondere Zuneigung, von der die Modernisierung des Landes abhängt. Dieser Diskurs entstand in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts sowie nach 1918, als einheimische Unternehmer massiv unterstützt wurden. Auch nach 1989 ist die Sprache vom Wiederaufbau einer kapitalistischen Wirtschaft besonders populär

geworden. Hinzu kam die Leugnung, dass es überhaupt wirtschaftliche Eliten im Land gebe. Man sagte, in Polen gebe es keine Eliten, weil die „kommunistische Gleichmacherei“ alle ausgemerzt habe. Noch bis heute gibt es die Ansicht, dass man in Polen keine Eliten fände und die Anhäufung von Reichtum mindestens einige Generationen dauern werde – und das, obwohl jedes Jahr die Liste der 100 reichsten Polen veröffentlicht wird, von denen sechs zu den 2000 weltweit reichsten Menschen gehören und mindestens zwei Milliarden Dollar besitzen. Es ist für die Eliten bequem, denn es lenkt die Aufmerksamkeit von ihrem Vermögen ab. Offene Ungleichheiten führen häufig zu moralischer Entrüstung und dem Verdacht, dass sie ihren Reichtum nicht ehrlich erworben haben könnten.

Die Verschleierung der Elite wird in Polen von etwas ergänzt, das man als „Hegemonie der Mittelklasse“ bezeichnen könnte. In der Popkultur, in Filmen, Serien und der Werbung erscheinen „normale Menschen“ als Repräsentanten der Mittelklasse: Sie haben ein gutes Auskommen (sind aber nicht reich), sind „Kopfarbeiter“, die in der Stadt oder den Vororten leben. Die Biographie solch eines „normalen Polen“ ist der Lebensweg einer Person aus der Mittelklasse: erst intensives Lernen in Schule und Studium, danach die Suche nach einem Arbeitsplatz und ein Darlehen für eine Wohnung in einer bewachten Neubausiedlung. Die Hegemonie dieser Klasse ist nicht bloß reine Ideologie, denn ihre Größe und Bedeutung wächst in Polen seit den 1970er Jahren tatsächlich beständig. Gegenwärtig kann man über 30 Prozent der Berufstätigen der Mittelklasse zuordnen. Was aber ist mit den übrigen Menschen? Für Menschen mit einer geringeren Bildung, die körperlich arbeiten, auf dem Land oder in kleinen Ortschaften leben, ist kein Platz in der polnischen Kultur des Mainstreams. Wenn sie überhaupt darin vorkommen, dann meist als alberne und bemitleidenswerte Figuren.

Die PiS hat erfolgreich die Spannungen zwischen den Klassen ausgenutzt, die aus dem symbolischen Ausschluss der einen sowie der Mystifizierung des Status der anderen entstanden sind. Man sagt zwar häufig, dass die PiS ihren Erfolg der ökonomischen Ausgrenzung der sogenannten Transformationsverlierer verdanke. Das ist allerdings ein nur sehr kleiner Teil der Wahrheit. Das Jahrzehnt vor 2015 war die Zeit eines gewaltigen wirtschaftlichen Erfolgs und des materiellen Aufstiegs der meisten Polen. Die Reallöhne stiegen um 50 Prozent, die Arbeitslosigkeit fiel von zwanzig Prozent am Anfang des Jahrtausends auf nur wenige Prozentpunkte. Auch die Ungleichheiten sind kleiner geworden. Entscheidend waren die nicht-ökonomischen Spannungen. Der Anti-Eliten-Diskurs der PiS rief zu einer Säuberung Polens auf. Er hatte vor allem bei der Landbevölkerung Erfolg. Sie glaubte, dass die Eliten die einfachen Leute vergessen hätten. Aber ebenso erfolgreich war die PiS bei der Mittelklasse. Diese war irritiert, als sie die große Distanz entdeckte, die ihr Leben vom Leben der Elite trennt.¹⁴ Diese Spannungen führen jedoch nicht dazu, dass man über soziale Ungleichheiten

14 Vgl. Maciej Gdula, *Nowy autorytaryzm* [Der neue Autoritarismus], Warszawa 2018.

und den Umgang damit nachdenkt. Im Gegenteil: Die Spannungen werden in Kampagnen instrumentalisiert, die zur Säuberung aufrufen und eine homogene Gemeinschaft konsolidieren wollen.

Die gegenwärtige Atmosphäre in Polen ist nicht allein das Werk geschickter Manipulatoren. Man muss sie als Konsequenz des Fehlens von Nachbarschaft betrachten. Nachbarschaft als Begreifen, Akzeptieren und Umgehen mit Unterschieden. Eine Politik der Nachbarschaft ist nötig, wenn man gesellschaftliche Veränderung grundlegend neu denken will: Als Veränderung der Gesellschaft in Polen und nicht nur als Wechsel der Personen, die an der Spitze der Macht stehen. Erst dann entsteht ein Raum, in dem man all das findet, was verbindet – ohne, dass man dafür einen Feind braucht. Erst dann entsteht die Möglichkeit, mit Verschiedenheit zu experimentieren und sich einander anzunähern – ohne Uniformierung und dem Kitsch nationaler Einheit. So legt man die Bedingungen für eine Politik der Gleichheit: Sie begreift Gleichheit als ein Moment von Gemeinschaftlichkeit und nicht als substantiellen Inhalt. Wenn die Polen es zuhause nicht schaffen, einander Nachbarn zu werden, dann kann man sich auch nur schlecht vorstellen, dass sie in Europa zu Nachbarn werden.

Aus dem Polnischen von Jerzy Sobotta